

Dritter Abschnitt:

die

Lehre von der Tugend.

§. 39.

Wie sich der Tugend-Begriff von jenem der Pflicht sowohl als der Sittlichkeit unterscheide. Ausspruch einer bekannten Idealistik; und: die Ansicht einer feineren Mystik.

Die Lehre von der Tugend schließet sich füglich zunächst an jene von den Pflichten an, wenn die Pflichterfüllung in ihrem ganzen Umfange Tugend genannt werden darf.

Betrachten wir nun die subjektive oder menschliche Thätigkeit in ihrem ganzen Umfange, und zwar in der Richtung auf den Einen gültigen Zweck (§. 18.); so begegnet uns die innere und äußere Sphäre des Guten, also der Anfang und Fortgang desselben (§. 2. u. 21.) Daher nun nächst der »Willensgüte« eine derselben entsprechende Stärke, Festigkeit, Fertigkeit, d. h. mit Einem Worte: die Tugend. Und was zeigt sich hier? I. Etwas, das mit Einem Male, durch jene Urhandlung oder jenen Urakt, eintritt: die Güte



des Willens, oder die Sittlichkeit so weit, d. i. ursprünglich, erfaßt (§. 23.); und II. Etwas, das nicht auf Ein Mal, sondern nach und nach, also durch eine Mehrheit von Handlungen entsteht: die Fertigkeit, dem sittlichen Gesetze gemäß zu handeln, und zwar so, daß die Handlung selbigem nicht bloß dem Stoffe nach angemessen sey.

Indem wir nun die Tugend als die Güte des Willens verbunden mit der entsprechenden Fertigkeit oder Stärke begreifen, stellen sich zwey Theile derselben dar. Denn offenbar kann der erste ohne den anderen, wiewohl nicht dieser ohne jenen, gesetzt werden. Auch sind beyde von dem, wodurch sie zu Stande kommen, wohl zu unterscheiden: 1) die Willensgüte, ursprünglich gesetzt, entsteht dem Obigen zufolge durch Eine und eine ganz einfache Handlung (*actu simplicissimo*), wie durch einen geistigen Umschwung = Aufschwung zum Göttlichen, im Vergleiche mit der nichtsittlichen Richtung als solcher überhaupt, kurz — wenn das Wort wegen seines Nachdrucks wohl passend scheint — durch die sittliche Revolution; und 2) da nur die sittliche Fertigkeit, der 2te Bestandtheil der Tugend, durch mehrere Handlungen, sey auch darin dem Wesen d. h. hier der Form — nach nur eine Wiederholung der nämlichen Handlung („*per actus repetitiones*“), sich ergibt: so heißt dasjenige, wodurch die Tugend von dieser Seite eintritt, füglich die sittliche Evolution.

Daher das »Hastena« am Göttlichen, Ewigen, Uebersinnlichen u. s. w. trotz jedem lockenden Rufe der Sinnlichkeit; daher die »Tugendhaftigkeit«. So fällt letztere allerdings mit der »Gewissenhaftigkeit« (§. 33.) zusammen, obgleich jenes Wort insofern, als die Tugend ein Subjektives ist, nicht wohl zu rechtfertigen seyn mag. Fragt man aber, ob diese Fertigkeit oder Festigkeit nicht ein Mechanisches sey; so ist zu antworten: a) die Fertigkeit *ic.*, welche den 2ten Theil der Tugend ausmacht, ist eine sittliche in Ansehung der Kraft, welche sie hervorbringt, nämlich des Willens: aber b) dieselbe Fertigkeit ist eine mechanische in Ansehung der Kräfte, in welchen sie hervorgebracht wird, da und sofern nämlich in den Kreis des Handelns auch bedingte oder nichtfreye Kräfte eintreten, d. h. sittlich gebraucht werden. Denn so wie diese Kräfte an sich unter dem Gesetze der Natur stehen; so kann in selbigen eine Fertigkeit, wenn auch von der Einen freyen Kraft hervorgebracht, nur nach letzterem sich ergeben. Aber so wird zugleich die Natur und der Mechanismus selbst der sittlichen Kraft dienstbar. Jene Fertigkeit ist daher sowohl mechanisch als moralisch: nur bloß mechanisch ist sie, eben darum, überall nicht. Und die Wahrheit zeigt sich demnach in der Mitte zwischen den Ansichten von Wieland und Kant, wenn der letztere diese Fertigkeit bloß für sittlich erklärt, oder das Mechanische im Gebiete der Freyheit und hies mit der Tugend schlechterdings, abweist, der erstere



aber ohne jede nähere Bestimmung ausagt: die Tugend ist mehr als guter Wille, es wird auch eine gewisse mechanische Fertigkeit dazu erfordert. Auch sehen wir nun das Wahre an jenem praktischen Worte: »die Tugend ist eine lange Gewohnheit« (*virtus est longa consuetudo*). Der Naturalist richtet nur auf diese Seite den Blick, wenn er das Wort »Tugend« gebraucht, aber die sogenannte Tugend als eine Hervorbringung der bloßen Natur aufstellt. Ja, wie leicht mag auch einem Anderen, der zwar Sinn für das Göttliche hat, aber als Denker an die empirische Ansicht gewöhnt, und etwan als Beobachter selbst ausgezeichnet ist, das Innere und hiemit die Tugend selbst bey dem herrschenden Blick auf diese Seite entschwinden!

* * *

Und wie muß demjenigen, welcher, die Idee einseitig erfassend, das »Absolute« auf die Menschheit und mithin auf den Menschen schlechthin überträgt, die »Tugend« vorkommen? Er »begreift« sie natürlich »schlechterdings nicht als Unterwerfung des menschlichen Willens unter das Sittengesetz; und von einer sittlichen Fortbildung, Vervollkommenung u. dgl. kann da keine Rede seyn. Dafür schwärmt der Idealistiker von »absoluter Sittlichkeit«, die bekanntlich, wenn der Ausdruck gültig ist, nur dem Einen höchsten Wesen zukommt. Denn was ist, vom Menschen ausgesprochen, diese Absolutheit?

Eine Erstarrung und sonach mit jener sogenannten Tugend, die ein Produkt der Natur ist, ganz Eins! Und auch da erhellet, daß, wer den Menschen zum Gotte erhebt, ihm zum bloßen Naturdinge herabsetzt, oder: daß der Hyperidealismus in seinem Fortgange, in seinem endlichen Resultate mit dem Naturalismus ganz zusammentrifft.

Verwandt, zumal in einer gewissen polemischen Hinsicht, mit dieser Idealistik ist jene feinere, dogmatisirende Mystik, welche die Fertigkeit (*habitu*) im Guten wie mit Einem Schlage, durch die Gnade oder den »Einfluß von Oben« eintreten läßt *) Ist der phantastische Zauberschlag, welcher im besten Falle dort, in jener Uebertragung des Absoluten, waltet, diesem mystischen nicht sehr nahe verwandt? Und was muß, vermöge der Folgerichtigkeit, im Kreise dieser Mystik zum Vorschein kommen? Ja, was zeigt hier selbst die sprechendste Erfahrung? So manches Bessere und Schöneres, besonders von der gemüthlichen Seite, soll nicht geläugnet werden. Aber unlängbar ist zugleich im Ganzen besonders 1. Dünkel und Mangel an sittlicher Wachsamkeit, zumal bey dem jugendlichen Anhänger (von dem Partheygänger, der im Grunde bloß Heuchler war, und sich dann, sobald ein anderer Wind gehet, als solchen zeigt,

*) Lehrb. d. h. Seelenk. S. 215 — 216.: welche Erscheinung!



ist hier keine Rede), und 2. bey dem Meister selbst insbesondere auf der einen Seite so viel Zuneigung und Zutrauen (welche Täuschungen sind da schon vorgegangen!), zumal für Solche, die man einem Andern abgewonnen hatte, oder dem »Herrn« gewonnen — zu haben wähnte: auf der andern Seite aber, gegen die Andersdenkenden (als solche), diese Abneigung und dieses hartnäckige Mißtrauen! — Sey es auch, daß ein schöneres Gemüth, ein festerer Charakter dem praktischen Eingreifen einer solchen Theorie öfters glücklich vorbeuge; mehr als Eine tief verwundende und weit reichende Ungerechtigkeit ist dennoch dem Schooße dieser Mystik schon entsprungen.

So viel liegt daran, daß man den subjektiven Grund, obwohl von dem objektiven oder göttlichen ausgehend, recht erfasse, und sonach das Merkmal der Selbstthätigkeit als nächsten Leitstern festhalte. Nur auf dieser Grundlage kann sich eine weitere, wissenschaftliche Bestimmung über die Tugend ergeben.

Ann. 1. Sollen wir, mit Jacobi in einem seiner letzten Aufsätze, die Tugend — Tüchtigkeit nennen? Man weiß, was jede Tüchtigkeit, die auf dem Verständigen und Sinnlichen beruht, ursprünglich und fortwährend bedingt. Und sollen wir das Wort (Tugend) von »Thugen« oder »Thun« ableiten? Man kennt die grammatische Abstammung des lateinischen und griechischen Wortes (virtus und ἀρετή). So drang hier das Physische vor, ob-

wohl mit Auszeichnung oder im höheren Grade: Stärke, Kräftigkeit, Tapferkeit. Aber wie siegte besonders in der Bedeutung dieser Worte der metaphysische Geist über den grammatischen oder etymologischen! Gerade die Bedeutung, welche erst die uneigentliche heißen mochte, heißt nun die eigentliche und umgekehrt. — Freylich der Weltling (praktische Materialist, in dieser Hinsicht auf das Leben) mag um so mehr auf dem „Ursinne“ bestehen, und dann ganz folgerecht, „selbst einer ausgezeichneten H—renwirthin „viel Geschick und Tugend“ beylegen. (S. 503.) Welche Erscheinung im Namen des Staates (!)! Dagegen erscheine uns „der reine und feste Charakter“, hinweisend auf die zwey Bestandtheile der Tugend!

Anm. 2. Ist Gott oder die Tugend das „höchste Gut“? (S. 18.) Gott oder die Tugend, je nachdem die idealische oder die ethische Ansicht vordringt! Allein im ersten Falle bleibt dann noch die Frage: „was ist Gott?“ und im anderen ist das Wort Tugend zugleich eine Art von Metapher. (S. 249.)

Anm. 3. Was heißt jenes Bekannte: „Die Tugend ist ihr eigener Lohn“? (S. 27.) So bedarf auch dieses schöne Wort einer näheren Bestimmung! — Und wie stimmt zu dem Wahren desselben das jüngsthin von einem ausgezeichneten Idealist, der in der „ewigen (?) Natur“ das Höchste findet, Ausgesprochene: „die Seligkeit suchen“, obwohl „mit Angst und Beben“? — Von gleichem Werthe ist, was so eben in einer vielgelesenen (übrigens norddeutschen) Zeitschrift für die gebildeten Stände gesagt wird: „es verdient Lob, nicht Tadel, wenn der Mensch ernstlich sein Heil suchet, und nur deshalb von einer Kirche zur andern übergeht.“ So kommt, bey der bekann-



ten Rückwirkung für die „Religion“, auch diese Sprache wieder! Wohl mag auch den Heils- und Seligkeitslehrern zu Gute kommen, was oben (§. 28.) den Glückseligkeitslehrern ist zugestanden worden: der Geist kann besser seyn, als der Buchstabe. Insbesondere mag bey dem Worte „Heil“ leicht eine Art von Konkretion Statt finden, trotz dem Ausdruck: „sein Heil“, oder: „das Heil seiner Seele.“ Unter diesem Worte (Seele) kann auch der unbedingte Werth, welcher dem Menschen auf seiner geistigen Seite zukommt, hervortreten. Aber dann waltet, wenn auch ingeheim, zugleich die ethische Reflexion. (§. 14. u. 37.) Und kann nicht der Eigennutz oder die Selbstsucht auch mit den Worten „Heil“ und „Seligkeit“ spielen? Sa kann nicht eben damit ein grober, der bekannten Herrsch- und Habsucht wohl dienstbarer, Aberglaube verbunden seyn? Was lehrt die Geschichte? Und woher jene Rückwirkung (eines Fenelon)? (§. 27.) — Uebrigens:

Oderunt peccare boni virtutis amore;
oderunt peccare mali formidine poenae.

Jedoch was heißt hier, selbst in der Sprache des klassischen Dichters, Strafe? So vordringend ward die juridische Bedeutung! (§. 26.) — Und:

An m. 4. Je heiliger und wichtiger eine Sache ist, desto mehr empört der Mißbrauch des Wortes. Man weiß, wie Lucian die Pedanten und Heuchler, die mit dem griechischen oder lateinischen Worte gespielt hatten, geißelte. Verwandt mit dieser Rüge ist Schillers Epigramm:

„Meine Antipathie.“

Herzlich ist mir das Laster zuwider, doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel schwächen von Tugend gemacht.
„Wie, du hassest die Tugend?“ Ich wollte, wir üben
sie alle,

Und so spräche, will's Gott, kein Mensch mehr davon.

Aber welch ein Mißgriff, da ein Idealistiker eben das, was offenbar gegen solche Spielerey gerichtet war, gegen jeden Gebrauch des Wortes Tugend, auch gegen den wissenschaftlichen und den praktischen selbst am rechten Orte, zu deuten suchte! Und welche Zaubermacht muß oder mußte in dieser Idealistik liegen, wenn auch ein Mann von großem Talente und vielen Kenntnissen so verfahren konnte? Ein Seitenstück zu der besagten Mystik! (S. 281.) — Wenn übrigens im praktischen Vortrage die Selbstthätigkeit und hiemit die Tugend weniger auftritt; wenn vielmehr, wenigstens im Ganzen der objektive Grund und mithin der „belebende Geist“ von Oben vordringet; so liegt Solches in der Natur der Sache! §. 5. u. 20.

§. 40.

Rückblick auf frühere Abtheilungen der Tugend. — Die Kardinaltugenden der Alten. — Ein neuer Versuch.

Wenn »die sittliche Tugenda« offenbar, der gegebenen Grundbestimmung zufolge, gegen die Logik verstößt; so ist »die verständige« sogar, obwohl nach Aristoteles, eine Sünde gegen die Metaphysik. (§. 10.) Und was ist wohl die, später entstandene, »übernatürliche Tugenda«, wenn auf die Sache der erste Blick fallen muß (§. 1.), von dieser Sache aber das Sittliche und der Eingeachte Geist selbst abstammt? So erscheint wieder ein Pleonasmus. Soll aber »die übernatürliche Tugenda« zu der »natürlichen«, so wie das erste



Reale zu dem zweyten sich verhalten: dann greifet ja wiederum der Materialismus, wenn auch unter dem Scheine des Höheren, ein. Und der Ausdruck »natürliche Tugend« ist offenbar ein Verstoß gegen die Logik oder gegen die Metaphysik selbst. Denn — es gibt kein Drittes — entweder ist die nicht-physische oder die physische Bedeutung des Wortes »natürlich« angenommen, d. h. (wenn das zweydeutige Hauptwort gebraucht werden soll) dieses Beywort gehet entweder auf die moralische oder auf die physische Natur des Menschen zurück: §. 16. Würde vollends auf die letztere gebaut; nannte man die Triebe, welche daraus hervorgehen, auch Trieb- oder Springsfedern, und verbande man mit selbigen Verstand, selbst im hohen Grade: wie könnte da gleichwohl eine Tugend hervorkommen, wenn ohne die Moralität überall keine Tugend ist?

Eben so ungültig ist die Eintheilung der Tugend in »die menschliche und göttliche«. Denn 1. ohne ein Göttliches ist ja wahrhaft überall kein Menschliches, wie nämlich der Mensch von jedem bloß physischen Dinge sich wesentlich, d. i. der Sache nach, unterscheidet; und 2. die reale Verbindung, welche kraft der Idee zwischen der objektiven Menschheit und Gott selbst erscheint, ist ja im Kreise der subjektiven, wo sich immer eine würdige findet, verwirklicht. Denkt man aber bey den Beyworten »göttlich« und »übernatürlich« an irgend einen höheren Einfluß nach positiver Ansicht; so muß der

»reine Ethik« solche wieder ganz der »redlichen Ueberzeugung« jedes Einzelnen überlassen: aber auf seiner Grundansicht von dem sittlichen Vermögen und von jeder Entwicklung desselben muß er zugleich bestehen. (S. 12. u. w.)

Vielleicht aber setzt Jemand, nach Lavater, der »Menschentugenda« die »Christentugenda« entgegen, — beyde anerkennend, aber diese wohl über jene (wie?) hinaufsetzend. Von dem besseren Herzen, im Gegensatz mit einem strengen dogmatischen Begriff, eingegeben, ist eine solche Rede wohl achtbar und zugleich in Bezug auf den Kulturgang im Ganzen recht schätzbar. Allein kraft der Folgerichtigkeit zeigt sich, jedem schärferen Blick, eine bloß scheinbare Duldung und Humanität. Denn wie erscheint die »Menschentugenda«, wenn nach der tiefsten Ansicht die Tugend zuvörderst Eine ist, unzertrennlich von dem Einen ächten Geiste, der — in der »christlichen« lebet?! So ergehet es denn jener gerade wie der »heidnischen« neben dieser: die Tugend verschwindet; und es bleibt höchstens die glänzende Sünde!

Noch erscheint aber die — »philosophische Tugenda« neben »der theologischen«: sehen diese, zumal die erstere, nicht komisch aus? und ist denn in der Philosophie keine Rede von Gott? Gewiß von all' diesen Scholasticismen sollte keiner mehr genannt werden, wenn nicht bey dem bekannten



Zurückstreben in die alte fromme *) Zeit, zumal in das Mittelalter, auch diese scholastischen Einkleidungen eines Positiven wieder und zwar mit der Miene des Tiefften hervorkommen möchten.**) Selbst »die religiöse Tugend« kann neben der »moralische« (in solchem Vergleiche) nur auf einem untergeordneten Standpunkte vorkommen. Und mit der religiösen fällt dann soweit auch die göttliche, wie jene theologische, zusammen. In der Religionsphilosophie findet dieselbe, neben den Pflichten gegen Gott, ihre Stelle.

Werfen wir nun einen Blick in die alte, klassische Welt zurück; so erscheinen hier die bekannten »Kardinal-Tugenden«. Offenbar sind die Begriffe davon auf dem Standpunkte der Reflexion, welcher auf das äußere Leben weist, entstanden. Soweit zeigt sich daran ein Gültiges. Allein der tiefere (rationelle) Grund war dabei im besten Falle

*) ? Oder wiefern ?

**) Verwandt damit sind die alten Gebilde: „natura naturans“ und „natura reparata“; darin soll ein gar tiefer Sinn liegen: aber man umgeht wohl, Flüchtig oder schein, die Frage: ob die Natur dort = Physis sep. Und eben so spielt bereits wiederum „eine reine Natur“ (??), nach der alten Scholastik „status naturae purae, status naturae lapsae, status naturae reparatae.“ (S. 265.)

nur vorausgesetzt. I. Wenn die Klugheit (*prudentia*) die Tochter des Verstandes ist; so wissen wir, daß sie im Kreise der sittlichen Wirksamkeit nicht fehlen dürfe; aber sie hat offenbar nur bedingten Werth, wie sehr auch derselbe im Außern hervorstechen mag. (§. 10. u. 34.) II. Wohl stellet sich die Mäßigung (*temperantia*) im Kreise des Handelns als Bedürfnis dar, zumal im Gegensatze mit der Macht des gereizten, aufvallenden Triebes: aber es gibt ja auch eine von dem Eigennutze erzeugte Mäßigung. III. Die Gerechtigkeit (*justitia*) geht im Verhältnisse des Menschen zum Menschen hervor: aber es kann ja dieselbe auch bloß juridisch erfaßt werden; und so erfaßt, fällt sie mit der Rechtlichkeit, die auch ein Kind des Eigennutzes seyn kann, zusammen. (§. 34.) Und: IV. Wohl ist die Tapferkeit (*fortitudo*) von der Tugend nicht trennbar; denn der tugendhafte Wille steht ja, als solcher, fest im Guten, bekämpfend jedes Widerstrebende: er ist gut und tapfer. Allein so wie sich die Tapferkeit im republikanischen Verhältnisse besonders herausbildete und daher als »Tugend« darstellte; so war sie nicht nothwendig die Frucht des Patriotismus: sie konnte auch von dem Ehrgeize, der Ruhmsucht u. s. w. hervorgebracht seyn.

Nur sofern die Gerechtigkeit dem Eigennutze entgegentrat, blickt aus selbiger schon bestimmter der idealische Charakter der Tugend hervor.



Betrachten wir dagegen ein menschliches Seyn in seinem ganzen Umfange, wie nämlich der Mensch im Verhältnisse zu Gott und zur Natur steht: so zeigen sich an der Tugend als solcher vier Punkte, die wohl Kardinal-Punkte und insofern Kardinal-Tugenden genannt werden dürften.

A. Nach der Idee, wie selbige die religiöse Ansicht bildet, erscheint der Mensch in seiner Abhängigkeit von dem unendlich Höheren: daher 1) in Bezug auf die innere Sphäre des Guten die Demuth, und 2) in Bezug auf die äußere Sphäre des Guten die Geduld. — Und:

B. Nach dem Begriffe der Freyheit, wie aus selbigem die ethische Ansicht hervorgeht, erscheint die Bestimmung des Menschen zur Selbstthätigkeit, so wie diese zum Ideal aufstrebt, und das Äußere, Schwierige u. angreift und besiegt. Daher verbindet sich 1) in der innern Sphäre des Guten mit der Demuth der hohe Muth, und 2) in der äußern u. mit der Geduld der starke Muth. Also:

Demuth,

hoher Muth,

Geduld,

starker Muth;

und man sieht, wie jedesmal das Gegenüberstehende nicht fehlen darf, wenn nicht das Eine oder das Andere und hiemit das Ganze fallen soll. Ja sonst erscheint in der ersten Sphäre entweder a) anstatt der Demuth die Niederträchtigkeit, der Knechtsinn, kurz die sogenannte Mönchs-demuth, oder b) anstatt des hohen Muths der — Hochmuth; und in der letzteren Sphäre entweder a) anstatt der Geduld die

Feigheit, die sogenannte Tugend der Schaaf, oder b) anstatt des starken Muths der — Uebermuth. Auch sehen wir hier wieder das Gültige jener Ansicht: „sibi res, non se subicere rebus; totus si illabatus orbis, impavidum ferent ruinae“ u. s. w. Wer möchte aber die Tugenden der Alten (um nicht zu sagen der Heiden) die »männlichen«, und jene der Christen die »weiblichen« nennen, trotz einem gewissen Scheine? Man bedenke die praktische Bestimmung des Christenthums, und — das Ganze!

Borausgesetzt nun, was die Tugend zunächst fodert, die Willensgüte und die entsprechende Fertigkeit; so bewegt sich dieselbe überall in diesen vier Angeln. Wo ist eine Tugend, welcher da irgend einer dieser Cardinal-Punkte gänzlich gebrechen dürfte? Tritt gleich dieser und jener nicht immer besonders hervor; so liegen sie doch jeder weitem Gestaltung der Tugend zum Grunde.

Anm. 1. Jener Aristotelismus ist noch nicht ganz verschollen: selbst bey Schiller finden wir noch „die moralische Tugend.“

Anm. 2. Bekanntlich hat man die Moralität den Geist, und die Legalität den Körper der Tugend genannt. Ein Mystiker hingegen, und zwar ein ausgezeichnet, gibt uns nunmehr auch „eine Seele der Tugend: das Einsseyn des menschlichen Willens mit Gott“. Und nach einem andern wohl Verdienten, dessen neuere Form nur bisweilen an die Mystik und Idealistik hinstreift, „verhält sich die Tugend zur Frömmigkeit wie die Blüthe zur Frucht.“



Wie könnte bey dieser Ansicht Platon's „Tugend“ bestehen? (S. 90.) Nur auf dem berührten Standpunkte der religiösen Reflexion zeigen mir diese Ansichten ein Wahres. Also auch davon in der Religionsphilosophie!

Anm. 3. So wie bey den Alten das äußere, politische Leben vordrang, so konnten sich jene „Kardinaltugenden“ desto mehr einfinden oder herausbilden, z. B. der Klugheit nach §. 34. Und wird der innere, sittliche Grund vorausgesetzt, dann mag ein praktischer Philosoph über dieselben viel Treffliches sagen. Wer kennt nicht Garve in seinen Anmerk. zu Cicero's „Büchern von den Pflichten“? — Wenn übrigens jene sogenannten Kardinaltugenden auch in der christlichen Moralthologie auftreten und noch auftreten; so haben wir daran einen Thatbeweis mehr, wie in der neu-europäischen Kultur das klassische Alterthum mit dem Christenthume zusammentraf. — Und:

Anm. 4. Würde noch gefragt: „was denn die Idee des Religiösen oder (?) Göttlichen zu dem Moralischen hinzufüge“ u. dgl.; so hätte freylich der Kantianer, der auf solche Art die Unabhängigkeit oder absolute Selbstständigkeit der Moral retten möchte, gar nicht erfaßt die gegebene Ansicht von dem Verhältnisse des Moralischen zum Religiösen (nach Nr. 1. u. 4.) — übrigens schon in der 1ten und noch mehr in der 2ten Auflage. — Nein, wer so fragen könnte, der sähe nicht ein, wie es da zuvörderst auf die Sache, und zwar objektiv und subjektiv, ankomme, und wie eigentlich die Worte religiös und moralisch (das Religiöse und Moralische), oder umgekehrt, nur die zwey verschiedenen Auffassungspunkte in Absicht Einer und derselben Sache betreffen (auch dem §. 14. u. a. zufolge). Und wie verfälschend müßte dann die

Anzeige von Allem, was diesen Gegenstand mittelbar so wohl als unmittelbar betrifft, ausfallen, zumal wenn Jemand mit seinen Worten die Gedanken des Verf. anzeigen wollte; ein Verfahren, wozu gerade bey der Anzeige philosophischer Schriften ein ganz eigener Reiz obwaltet! — Und eben so gröblich müßte der neue Versuch in Absicht der Kardinaltugenden mißkannt oder mißverstanden werden, wenn Jemand nicht 1. das innere und äußere Leben wohl zusammenfaßte, und zugleich 2. die Idee und den Freyheitsbegriff, nach S. 419 u. 420, wohl miteinander verbände. — Wollte Jemand, über diese oder eine vorhergehende Aussage, auch nur so viel aussagen: „Der Verf. schuf eine Moral, die zugleich Religion wäre“, oder: „er nahm der Identitätsphilosophie zu Gefallen (!?) die Religion in die Moral auf“; so müßte der Verf. bemerken: welch ein Nicht- oder Mißverständnis, um nicht zu sagen: welch eine Mißdeutung! Sobald man sagt „Moral“, so waltet ja schon die Auffassung der Sache von Einer Seite. Und in Absicht der Identitätslehre hat ja der Verf. längst unterschieden 1. was sie kraft der Konsequenz ist — Materialismus —, und 2. was sie vermöge einer geheimen, ästhetischen oder gemüthlichen, Unterlegung des Göttlichen unter das Natürliche wird — ein Gemische von Poesie und Philosophie. — Was aber die „Kantische Moral“ betrifft, so dürfte man fragen: a) wo gab denn Kant eine ganz neue? und b) wo, bey welchem Hauptpunkte sollte man, auch seine Verdienste — zumal gegen jene Lehre (S. 202.) wohl anerkennend, schlechterdings nicht fortstreben zum Bessern?



§. 35.

Wie sich die Eine Tugend zur Vielheit gestalte: die Tugenden mit Rücksicht auf die Pflichten. — Zugabe: über die Rückkehr vom Laster zur Tugend; und, noch ein Wort über die Unschuld.

Wie sich die Pflicht zu den Pflichten gestaltet, so die Tugend *) zu den Tugenden (§. 35.); oder, um das unentbehrliche Schulwort zu gebrauchen, der Form nach gibt es Eine, der Materie nach mehrere! Nothwendig kommen daher die besondern Pflichten in der Gestalt so vieler Tugenden wieder. Und wem diese Ansicht der Sache nicht einleuchtet oder gar nicht gefällt; der sehe wohl zu, ob er den Tugendbegriff in seinem Verbande mit dem Pflichtbegriffe recht oder ganz erfaßt habe! Der Unterschied, worauf es zugleich ankommt, ist nur folgender: I. kommt z. B. die Gerechtigkeit, die Gütigkeit u. als Pflicht in Betracht; so wird der Blick auf das verpflichtende Objekt, das metaphysische, und dann auf das von dem Verpflichteten zu leistende physische Objekt besonders hingerrichtet (§. 35.); II. wird hingegen die Gerechtigkeit u. als Tugend betrachtet, so fällt der Blick vornehmlich auf das Subjekt, wie solchem der gute Wille nebst der entsprechenden Fer-

*) Die Tugend ist Eine, wie die Wahrheit — der Idee zufolge — (§. 1.). Daher, in solchem Verbande, der Geist der Wahrheit und Tugend!

tigkeit einwohnt: und eine besondere Rücksicht auf das Aeußere, Physische, ist dabey nur insofern, als die Tugend, im Unterschiede von der Sittlichkeit, Gesinnung und That (§. 21. u. 30.) umfaßt.

Eben weil die Tugend von der sittlichen Gesinnung ausgeht, darf einer jeden Geneigtheit oder Fertigkeit, die sich auf das Physische und hiemit auf das Aeußere bezieht, dasselbe Beywort nicht fehlen, wenn sie als Tugend erkannt werden soll. Daher 1. der sittlich bestimmte Fleiß, die sittlich geordnete Arbeitsamkeit u. s. w., in Bezug auf das Aeußere, wie eben darin auch der Eigennuß, der unsittliche Wille die bedingten Kräfte anstrengen kann. Aber so, als Tugend betrachtet, steht die Arbeitsamkeit der Trägheit in jeder Gestalt entgegen. Wenn neuerlich die Idealistik den »Müßiggang« (insbesondere des »Mönchs«) nach einer ästhetischen Ausschmückung »heilig« nannte, und selbst die »göttliche Faulheit« auführte: so zeigt sich, würdiget man je diese Spielerey eines ernstlichen Blicks, auch darin etwas Wahres, nämlich im Gegensatz mit einer Thätigkeit, die sich in fruchtlosen Versuchen aufzehrt. In diesem Gegensatz mit der Leidenschaft erscheint ja auch das Wahre derjenigen Mystik, die sich besonders zum Quietismus gestaltete. Wenn übrigens Erschlaffung und Ueberspannung die Extreme bilden; so erscheint die Tugend hier wiederum als das Mittelmaaß, nach jenem Aristotelischen Grundsatz. — Daher 2. die



sittliche Mäßigung, im Unterschiede von jener, welche der raffinirte Eigennuz selbst erzeugen und, bis zu einem gewissen Zeitpunkte, behaupten mag. Die ächte Mäßigung bildet sich, nach dem bekannten Verbande zwischen Geist und Körper, zur schönen Harmonie (ἁρμονία) und selbst zur sittlichen Grazie (Χρῆς) fort. So erscheint die Anmuth sowohl als die Würde im Kreise der Tugend. — Und weil der Geschlechtstrieb nicht so, wie andere Triebe, das Leben umfaßt, aber gleichwohl an sich so ausgezeichnet oder bedeutend (§. 38.) ist: so entstand für die Tugend, welche sich darauf bezieht, ein eigenes Wort. Daher die Abtheilung der sittlichen Mäßigung in die sittliche Mäßigkeit und die Keuschheit. Nur dieses Wort bedarf keines Beyworts. Erst bey einem weitem Blicke ergibt sich die vorerliche und die ehliche Keuschheit, obwohl in Rücksicht auf Solche, welchen der Ehestand ganz versagt wird, das Beywort außerehlich passender seyn mag. Bey dem Genuße sowohl als dem Nichtgenusse ist hier die sittliche Beschränkung des Geschlechtstriebs, also — vorausgesetzt jene 2 Bestandtheile auf Seite des Subjekts — die Tugend Keuschheit. Daß aber diese vorzugsweise »die Tugend des Weibes« genannt worden: dazu lag ein besonderer Grund in der weiblichen Natur *). Daher, mit solcher Auszeich-

*) Nec foemina, amissa pudicitia, alia abnuerit facinora. Tacitus. L. IV.

nung die Schamhaftigkeit, Sittsamkeit und insbesondere die »jungfräuliche Keuschheit«; daher insbesondere das schöne, holde Erröthen. Aber findet sich dieses nicht, obgleich weniger, auch bey dem unschuldigen (würdigen) Jüngling? Und wenn die holde Scham auch der würdigen Gattin keineswegs fremd ist; wenn auch diese »erröthet«, und mit schönem Unwillen von jeder Lötze, von jeder Anspielung dieser Art sich abwendet: was folget dann in Bezug auf die Keuschheit überhaupt? Um so empörender ist die »Frechheit«. Und Aufklärerey, nicht Aufklärung, ist jene Gemeinheit, die eine Rede, welche nur dem Arzte und auch diesem nur an seinem Orte zusteht *), selbst Frauen in den Mund legen möchte. Auch so hat bekanntlich eine französische Starkgeisterey, in den höheren (!) Ständen, der Revolution vorgespült.

* * *

So weit ergibt sich, wie man sieht, bereits eine Vielheit — Tugenden — bey dem Hinblick auf das eigene Selbst, obwohl der Sprachgebrauch nicht verstatet, die Selbstachtung und Selbsterhaltung **) gleich der Gerechtigkeit und Güte nicht

*) „Naturalia non sunt turpia.“

**) Diese Worte sind nun einmal auf die Pflichten gegen „die Menschheit in uns“ beschränkt, d. h. sie passen nicht auf jene gegen den Mitmenschen, während das



nur als Pflichten, sondern auch als Tugenden aufzuführen.

Selbst die Ehrlichkeit weist zuvörderst auf die Selbstachtung zurück. Aber von der Ehre = dem Ehrbaren stammt sie vergestalt ab. (§. 37.) Und dann bezieht sich dieselbe allerdings zugleich auf den Mitmenschen, nach jenem Erfahrungssatz und daher so Bekannten: »Ehrlich währt am längsten«. Indessen ist diese Beziehung mehr negativ. So tritt die Ehrlichkeit zunächst mit der Gerechtigkeit als Tugend zusammen, vorausgesetzt, daß man beyde ethisch auffasse, und im gedachten Fortschritte auf der Bahn des Guten betrachte. Und indem sich die Gütigkeit bald da bald dort anschließet, kommt eine Reihe von Tugenden in ihrem Gefolge: Redlichkeit, Aufrichtigkeit, Geradheit, Biederseinn, Treue in Wort und That, Freymüthigkeit, Friedfertigkeit, Gelassenheit, Sanftmuth, Edelmuth, Großmuth n. a. So sprechend, so mannigfaltig hat das Wesen der Tugend auch in unserer Sprache sich ausgeprägt! (Wie mag sich wohl diese Erscheinung Jemand erklären, dem die Tugend nach einem bekann-

Selbst = Ich jedem Menschen zukommt. Dagegen hat schon eine ältere Pflichtenlehre die Gerechtigkeit und Gütigkeit auch dem eigenen Selbst zugewendet, z. B.: „Sey auch gegen dich selbst gerecht, werde dir deines Besseren bewußt, fühle deinen Werth!“ u. s. w. (Zur S. 448.)

zen, französischen Systeme nichts weiter ist, als — ein Wort, ein Kind der Angewöhnung, oder die »Politik der Schwachen« (!) — Die Redlichkeit steht besonders der Falschheit entgegen; die Freymüthigkeit entfernt sich eben so weit von der Frechheit als von der Feigheit; und wie die Offenherzigkeit neben der Verschwiegenheit, oder diese neben jener, als »Tugenda« erscheinen könne, wird schon aus dem Obigen klar. (S. 38.)

Im engern, häuslichen Kreise kann sich die Menschenliebe, verknüpft durch das gedachte innere Band mit der Gottesliebe, um so mehr in einen Kranz schöner Tugenden ausbilden, je mehr Anlaß und Stoff zur »Uebung« oder »Ausübung der Tugenda« hier gegeben ist. Die Grundlage ist immer die Liebe 1. im Gegensatze mit der Wollust, und 2. mit jeder unsittlichen Neigung in Absicht auf die Kinder. Besonders hier entwickeln sich die Kardinaltugenden »Demuth« u. s. w.: wie glänzen da im äußern Kreise Geduld und Starkmuth! Und wie schön finden sich hiebey die Arbeitsamkeit und Sparsamkeit (Häuslichkeit) ein! Zunächst aber waltet hier als Tugend die eheliche Keuschheit, und zwar nicht nur als Treue nach Außen, sondern auch, ja zuvörderst, als eheliche Schamhaftigkeit und Mäßigung. In diesem Elemente gedeiht, nächst der Liebe, die Freundschaft im höhern Grade (S. 38.), ohne daß gleichwohl, indem die eheliche



Freundschaft eintritt, diese Liebe jemals ihrem Wesen nach ganz aufhören könnte, so lange die Ehe selbst wahrhaft besteht. Daher nun auch die gegenseitige Gerechtigkeit und Gütigkeit im höheren Grade; daher insbesondere, wie auf der einen Seite Großmuth, Schonung u. s. w., so auf der anderen Sanftmuth, Nachgiebigkeit u. dgl., während der rechtliche Sinn, welcher den Menschen als Selbstzweck erkennt, auf jeder Seite obwaltet. So verbindet sich dann, im gesetzten Falle, mit der ehelichen Liebe die elterliche: nicht auf irgend ein Bedingtes, sey es dann ein Verständiges (bloßes Wissen) oder ein Physisches (wenn auch in Verbindung mit der Sitte), — wird das Glück der Kinder gebaut; und ausgeschlossen sind der Stolz und die Eitelkeit, welche in den Kindern, dem Sohne und der Tochter, nur das eigene Ich wieder finden. Wo die Selbstsucht, wenn auch mit der Sympathie im größeren Maße verbunden, dergestalt eingreift: da ist weder Familiengeist noch Familienglück, sondern bloß ein erweiterter Egoismus, d. h. der Parthengeist in dieser Gestalt. — Und wie schön schließet sich an die väterliche und mütterliche Liebe die kindliche an, so wie der Kinder Liebe zu einander, die brüderliche und schweesterliche in jeder Beziehung! Eben diese ist insbesondere zwischen Bruder und Schwester eine so eigene, schöne und reine Blume im Garten der Menschheit, daß hier keine andere eintreten kann, sobald dieser Grad von Gefügung eingetreten ist.

Die Erziehung, wie ihr die Macht der Angewöhnung dient, mag zu dieser Lebensansicht im häuslichen Kreise beitragen: aber zunächst findet sich dazu ein tieferer Grund. Uebrigens kann, recht verstanden, auch jene Bemerkung der Ehe oder ehelichen Liebe Nichts von ihrer Würde entziehen.

So erscheinen die häuslichen Tugenden und ihre Folge, die häusliche Glückseligkeit, vorausgesetzt was von Seite des Glücks erfordert wird, wie dieses bereits hier sich einfinden und an die Seligkeit anschließen kann! (§. 27.) Und wer sagt oder denkt wohl so schlechthin: »Nichts weiter, als ein schöner Traum!«? Man fodere von dem Menschen die Tugend, nicht die Vollkommenheit: und Ein Beyspiel, Ein Fall, der uns dieses Familienbild darstellt, beweiset mehr, als Hunderte, welche das Gegentheil aufzeigen! Denn wir befinden uns hier nicht im Gebiete der Physik, wo die Mehrzahl von Seite dessen, was ist, entscheidet. — Die Sophistik wirkt, in der leichten Weise der Sophisterei, vielleicht nirgends so verderblich, als indem sie die Ehe zu der Zielscheibe ihres Spottes macht, auf die Ehe bald mit dieser bald mit jener Wendung, Anekdote u. s. f. Schatzen wirft. Und wo selbst unter dem Vorwande »höherer Bildung« mit der Ehe praktisch gespielt wird; wo selbst das kräftige deutsche Wort »Ehebruch« bereits nichts weiter ist, als ein leerer Schall; ja wo von den sogenannten Eheleuten ein neuer Bund



— zum Behufe der ungestörten Ausschweifung auf jeder Seite geschlossen wird, im Namen einer sogenannten »Freundschaft« und Vernünftigkeit (»Vernunft annehmen«!), so daß aus solcher Praxis eine Art von gesellschaftlicher Theorie entsteht, die hinwieder zur weitem Verbreitung der erstern mächtig beiträgt: da frist ohne Zweifel der Krebs am Herzen des Staats! Woher dann noch irgend ein Heil? Das ordentliche Familienleben ist die Grundlage eines wohlgeordneten und blühenden Staates.

*

*

Redet man noch insbesondere von der »bürgerlichen Tugend«; so ersieht man schon aus dem oben (§. 23. u. 34.) Gesagten, was überall zum Grunde gelegt seyn muß, wenn mit diesen Worten kein leeres, ja kein eben so lächerliches als verderbliches Spiel eintreten und obwalten soll. Was wären, ohne die sittliche Grundlage, die sogenannten »Verdienste um den Staat?« und was insbesondere ein »Verdienst-Ordene«, wie er dann auch genannt werden möchte? Auch hier müssen wir unsere Grundansicht, nach §. 1. u. 2., festhalten. Und nimmer entstehet der Philosophie das Zeugniß der Geschichte. Aber von einer »geschichtlichen Grundlage«, in solcher Hinsicht, mag nur eine neue raffinirende Empirie schwagen.

Was wäre endlich eine »National-Tugend«, wenn sie auf die alte Gemeinheit »ländlich, sittlich«! gebaut, oder die Sittlichkeit und hiemit die Tu-

gend von der Sitte oder den Sitten in diesem Ver-
 stande (§. 34.) abgeleitet würde? Die Erfahrung,
 die Geschichte oder Historie ist hier, in Absicht auf
 das eigentlich Menschliche, immerhin nur dann gül-
 tig, wenn sie an die Vernunft, an die Philosophie
 sich anschließet. Und wie sprechen die großen, wür-
 digen Historiker aller Zeiten und Lande, Polybius,
 Thucydides, Tacitus u. A., über Tugend und La-
 ster? Die Form (in diesem Sinne), nicht die Ma-
 terie, entscheidet. Darum begegnet jedem schärfe-
 ren Blicke in die Wirklichkeit selbst, trotz dieser
 und jener nationalen Verschiedenheit, überall das
 Eine, worauf zuerst das Wesen aller Tugend be-
 ruht.

Noch fodert die Weisheit, das Höchste je-
 der ethischen Lehre, eine besondere Darstellung.
 Solche aber magfüglich noch kürzer ausfallen,
 indem sie auf so vieles Vorhergehende zurückweist,
 und die Ethik, welche hier uns beschäftigt, auf
 das Allgemeine sich beschränken muß.

Anmerk. Wenn auf der „ehelichen Tugend“, im ganz-
 en Umfange, jedes höhere und bleibende Menschenwohl ur-
 sprünglich beruht; so kann der Ausschweifung und dem Ver-
 derben, das mittelbar so weit greift, nicht gesteuert wer-
 den, wofern nicht vor Allem die Ehre recht oder
 ganz, theoretisch und praktisch, gewürdigt ist. —
 Dieser Gegenstand wurde dem Verf. schon ehemals auf mehr



als Eine Art, selbst von einer offiziellen Seite, nahe gelegt: daher „Die reinmenschliche Ansicht der Ehe, mit Erklärungen über das Höchste der Menschheit“ (Münch. 1807), und zum Theile auch der größere Versuch: „Ueber den Geist der Verbesserung im Gegensatze mit dem Geiste der Zerstörung“ (daselbst, 1805.). —

So erglänzt besonders die eheliche Keuschheit. In der Mütterlichkeit blüht die Jungfräulichkeit fort. Und welche Glorie umgibt eine würdige Mutter! Ja wie steigt diese Verklärung mit der Zahl ihrer Geliebten *)! Daher ward die Mutterliebe selbst ein Bild oder „Gleichniß“ der ewigen Liebe.

Was folget aber gegen die Gattin und den Gatten, selbst gegen die edelsten, wenn „die Idee der Keuschheit“ = der absoluten Enthaltfamkeit aufgestellt wird? Und wofern diese Vorstellung der Sache nunmehr selbst in einem neuen „Systeme der Moralphilosophie“, und zwar aus dem protestantischen Deutschland, aufträte: welche neue Erscheinung, zumal wenn Treffliches dabey sich einfände! Mit der Ethik scheint mir dieselbe schlechterdings nicht vereinbar. Gesezt auch, die Realisirung dieser „Idee“ würde, „wegen der Unvollkommenheit der menschlichen Natur“, nur Einigen zugedacht: wie vertrüge sich mit diesem Gedanken doch jemals der ethische Grundbegriff (§. 10.) und dann selbst die Vorstellung von Gott? Nur einem Götzen

*) „Hinke über das Verhältniß“ u. S. 137 — 139. — gegen eine ganz andere Ansicht: und nach welchem Anlasse! — Für das weibliche Wesen, dem ohne seine Schuld die Gattin- und Mutterwürde nicht zukam, spricht übrigens dasselbe, was für den sogenannten Hangestolz bemerkt worden. Und es gibt, in dieser Hinsicht, auch schöne Opfer der schwererlichen Liebe.

kann ja diese Art von „Aristokratie“ nicht widerstreiten! — Was dem neuen Gebilde zum Grunde liegt, ist wohl der alte geheime Gegensatz: nicht mit dem ehelichen, nicht mit dem menschenwürdigen Genuße dieser Art, sondern mit der Sinnlichkeit als solcher und dann mit der Wollust wird jene Enthaltensamkeit ingeheim kontrastirt; und je reizender, je mächtiger an sich das Sinnliche in dem Geschlechtstrieb erscheint: desto mehr erhebt sich dann, im dunkeln Gefühle und bey solchem Blick auf die Sinnlichkeit, der blendende Schein des Großen. Die sogenannte Idee ist daher, nach meiner Ansicht und Ueberzeugung, nichts weiter als ein Phantom, oder höchstens ein ästhetisches Blendwerk. Es hat damit dieselbe Verwandtniß, wie mit jener Halbheit in Absicht der „Virginität“^{*)}: „Es ist edel, es ist groß, sich über das Sinnliche erheben.“ Als ob der würdige Gatte oder die würdige Gattin sich darüber nicht wahrhaft erhöhe! Denn hier entscheidet ja die Absicht, nicht irgend ein Aeußeres; die Absicht im Gegensatz mit der Wollust oder Wollüstigkeit! Wolte aber Jemand bemerken: „der sittliche Mensch, der verheyrathet ist, erhebt sich wohl auch über die Sinnlichkeit, aber doch nicht ganz (!!), wie der unverheyrathete, der ein sittlicher ist“; so fände sich da offenbar eine empirische, ja eine materiale Ansicht der Sache. Und wozu würde dieser Gedanke, folgerecht und ganz einfach entwickelt, führen? — Nur gegen diesen Materialismus sey auch hier unsere Ansicht gerichtet! Und so widerspricht dieselbe

*)? Denn auch in Bezug auf den Jüngling und den Mann ist dieses Wort, als Bezeichnung eines Höheren, aufgeführt worden.



zugleich a) jener orientalischen Despotie, welche die rechtliche Gleichheit auch im ehelichen Verhältnisse aufhebt, und b) jener Möncherey, die, als „Kasuisik“ hier eine gewisse Ungebundenheit auf jeder Seite als „Pflicht“ (wenn auch eben nicht als Tugend) aufführen mochte, obwohl ganz folgerecht, nachdem sie die „Keuschheit“ — sich vorbehalten hatte.

Zugabe.

Aus dem Begriffe der Tugend ergeben sich, auf der anderen Seite, von selbst die Begriffe 1. des Lasters und 2. der „Sinnesänderung“ = Bekehrung und Besserung, so wie mit der ersteren die Neue, und mit der letzteren die Buße verknüpft ist.

„Vollkommen“ ist nichts Menschliches, mithin auch die Neue nicht. Aber ein Gradunterschied kann auch hier Statt finden, indeß die Neue als solche dem Verdrusse, welcher aus der verletzten Selbstsucht entspringt, entgegensteht. Und was heißt „übernatürlich“ nach §. 1. u. 16.? — Nach §. 21. u. 26. ergibt sich das Weitere. Wird solche Bestimmung nicht angenommen, ja in den praktischen Unterricht selbst aufgenommen: dann muß die Spielerey und die Heuchelei selbst obwalten, wenn auch unter den Worten „ewige Seligkeit, Himmel und Hölle“. (S. 314.) Und wie weit ist der Mißgriff im praktischen Felde gegangen!! Doch soll ein Besseres, was besonders in der neueren Zeit da und dort eintrat, nicht verkannt werden.

Und die Buße erscheint nach §. 21. u. 32. zunächst als Kampf, als peinliche Anstrengung gegen die Neigung, Fertigkeit und Gewohnheit, die nach der Bekehrung noch Platz findet und waltet, als Folge, als Wirkung und soweit

als Fortdauer des Bösen, ja als ein Sündenkeim, der, wofern er nicht „ausgewurzelt“ wird, wiederum „nachschiebt“, der aber, wie er nach und nach entstanden ist, nicht mit Einem Male ausgeilgt werden kann: daher die Aufgabe einer anhaltenden, fortgesetzten Anstrengung! — Ein Körperliches, nach S. 458, kann nur als hinzukommend und nicht schlechthin gültig seyn: sonst greift der Materialismus auf solche Art praktisch ein; und selbst der Eigennuß, Lohn- und Glanzsucht kann sich wieder einschleichen. — Diese Grundansicht von der Buße steht demnach entgegen 1) der bekannten, gemeinen Nothheit, die mit dem „Vergeben der Sünden“, also der einzelnen unsittlichen Handlungen, ein leeres und wohl auch ein heuchlerisches Spiel getrieben; eine Spielerey, die einer eben so bekannten Hab- und Herrschsucht auf das Entsprechendste gedient hat, und 2) selbst der feinern, dogmatisirenden Mystik, wie diese jüngsthin die „Wiedergeburt“, oder die „Umschaffung“ mit der Miene des Tiefsten vorgestellt hat. (S. 158. u. 509.) Als gäbe es eine Gnade, die aufhöbe, was von der Weisheit, der schöpferischen, festgesetzt worden, in Absicht auf den Bildungsgang der Menschheit! Aber die Gnade erscheint darum nicht minder als das erste Nothwendige, ursprünglich und fortwährend: §. 13. u. w. m. Wenn übrigens oben (S. 158.) schon die Worte „Zugend“ und „Laster“ gesetzt wurden; so fand sich dabey zugleich ein Hinblick auf das weitere Leben. Wer lieber will, setze dafür Sittlichkeit und Unsittlichkeit. — Bedeutender ist „der Uebergang aus dem Stande der Unschuld“ u. Dagegen sagt in seinem neuesten Werke ein ausgezeichnete Freund der sogenannten Naturphilosophie: „damit die Möglichkeit des Guten ins Klar (!) werde, müs-



sen wir die Wirklichkeit des Bösen annehmen", voraussetzen. „Es ist das Mystertum (!) des Bösen, die innerste trübe Heimlichkeit eines Jiden und des ganzen Geschlechts.“ Und „dieses furchtbar Widerstrebende und Heimliche, das in jedes Menschen Seele seine verwirrende Stätte gefunden hat, ist ursprünglich, wie . . . die Seele. Denn das Böse, wie das Selbstbewußtseyn überhaupt, setzt sich selbst voraus. Um böse zu werden, müssen wir schon böse gewesen seyn, wie tiefsinnige (!) Forscher des menschlichen Geistes richtig bemerkt haben“. So verbindet sich diese neue Idealistik mit der alten Mystik! Selbst „das Geheimniß“ (S. 380.) kehrt wieder. Aber klar soll uns die Sache zu gleicher Zeit werden. Und was erscheint zu diesem Behufe? „Die auß er z e i t l i c h e A n s c h a u u n g“, wie dort (S. 121) „die intelligible That“; und wie ein anderer denkwürdige Freund derselben Lehre*), so schiebet auch dieser das Bewußtseyn jener „Urthat“ = Urschuld Jeglichem in sein Gewissen hinein: welch eine neue Hyperdogmatik! Und ist denn vermöge einer solchen Ansicht und Darstellung das, von so manchem Tiefdenker längst anerkannte, „Räthsel der Freyheit“ gelöst? Man vergleiche mit dieser Idealistik jenen Ausspruch eines denkenden Theologen (S. 356., Note), und über das Böse insbesondere die S. 369. Mir, ich gestehe es, erscheint nach wiederholter Prüfung in diesem idealistischen Gewebe nichts weiter als ein Gebilde der Phantasie und des Verstandes, soweit dieser mit jener sich gatten mag. Der einfache ethische Verstand ist zurückgedrängt; auch wird (naiv genug!) der „Widerspruch“ damit einge-

*) Lehrs. d. h. Seesent. S. 66.

standen. Und wenn eine positive Ansicht von der „Er-
lösung“ mit jener von der Schuld so verbunden wird, daß
Jedlicher, der in diesen historischen Gesichtspunkt selbst
dem Gange seines äußeren Lebens zufolge nicht eingehen
kann, des Wahren schlechthin ermangeln soll: dann wird
ja die alte Hyperdogmatik wieder aufgeführt; und nur ge-
schminkt, wie gesteigert, lehret sie wieder — jene Hyper-
theologie unter diesem ästhetisch-scholastischen Gepränge,
unter dem Namen der höchsten und tiefsten Philosophie.
Jede, sonst wohl schätzbare, Zugabe mag nur die Zauber-
macht verstärken.